

Recht wie Wasser

*Es soll aber das Recht offenbart werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom.
Amos 5,24*

Prolog

Offensichtlich war er tot.

Gestrandet inmitten wütend tosender Wasserfluten, die das alte Haus mehr und mehr auseinander nahmen. Sein regloser Körper hing rücklings auf einem Trümmerhaufen einstiger Büromöbel. Die blutverschmierten Augenlider waren geschlossen. Neben seinem Kopf saß der rostrote Kater und versuchte sich das Fell trocken zu lecken. Ab und zu sandte das Tier einen wissenden Blick zu ihm hinauf. Dieser Punkt bloßer Existenz, an dem sich Alwin nun wiederfand, lag weit über der Höhe der Zimmerdecke, so als sei die gläsern geworden bei seinem Übergang. Lichtvoll klar war es hier, durchscheinend. Eine nie gekannte Leichtigkeit durchflutete ihn. Pures Sein. Es war, als könne Alwin nun weiter und tiefer schauen als jemals zuvor in seinem irdischen Dasein. Was ihn inmitten dieser Sintflut da unten in das verlassene Büro seiner Anwältin geführt hatte, erschloss sich ihm jedoch nicht. Er wünschte, es wäre ihm vollends gleichgültig und bedeutungslos - das, was ihn noch hier band. Tiefes Sehnen zog ihn weiter in dieses liebevolle Annehmen, dieses süß klingende andere Sein, das sich ihm hier an dieser Schwelle offenbarte. Er war voll kindlichem Erstaunen. Und vertrauensvoll wie ein Kind wollte er diesem sanften Ziehen weiter nachgegeben, folgen und weitergehen, wohin auch immer. Wäre da nicht dieses Band, das ihn hier fesselte, Ketten der Erinnerung. Kaum fassbar und doch so quälend bindend.

Er spürte eine Präsenz bei sich. Dorothea. Seine liebste Doro. Sie war es. Er wusste es und es beglückte ihn zutiefst, sie hier in dieser lichtvollen Gegenwart zu wissen. Wie schwer war ihr Ringen mit dem Tod gewesen damals. Ohne Christa hätte er das damals kaum durchgestanden. Hier und jetzt jedoch schwand aller Schmerz, löste sich diese Kette einer dunklen Erinnerung in freudige Gewissheit auf. Alles in ihm zog ihn dahin, wo Doro auf ihn wartete. Was war es nur, das ihn hier

noch an diesen Ort band? Warum ging es nicht weiter dahin, wo das Licht auf ihn wartete, der Friede, die bedingungslose Liebe? -

Höllenneiß fuhr die Erkenntnis in ihm auf, rüttelten die Ketten seiner Erinnerung.

Etwas geschah, veränderte sich schlagartig, so als sei ein Licht am Verlöschen. Der Kater machte einen Buckel und fauchte die Fensterfront an. Ein Grollen inmitten der rauschenden Fluten und dann ein Schlag, der das alte Umgebendehaus wie unter einem Todesstoß in seinen Grundfesten erzittern ließ. Alwin spürte, wie es ihn wider Willen zurück in seinen Körper stieß. Es war hier noch etwas, das seiner harrte. Hier war Axel.

Teil Eins

1.

„Die Leitstelle, guten Tag. Sie sprechen mit Bruno Werner.“ Bruno legte sein berühmtes Timbre in seine Baritonstimme, die angeblich so beruhigend wirken sollte. Bestimmt war es wieder ein aufgeregter Anrufer wegen der Regenflut, die das Oberlausitzer Bergland seit den Nachmittagsstunden heimsuchte. Doch die ältliche Frauenstimme meldete einen Einbruch.

„In Finkendörfel“, wiederholte Bruno sicherheitshalber und sah auf die aktuellen Meldungen. Da war doch vorhin eben etwas gewesen.

„In Finkendörfel ist die Kaltbachbrücke gebrochen“, bestätigte seine Kollegin gegenüber, die seine Worte gehört hatte. „Da ist Land unter. Im Moment kommt man da höchstens mit einem Hubschrauber hin.“ Bruno nickte ihr zu zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Sie widmete sich achselzuckend wieder ihrem Anrufer.

„Bei den Nachbarn. Julia Eisler und Trude Hölzel und ... Am Kirchberg Eins“, fuhr die Anruferin währenddessen atemlos fort. „Die sind alle zum Schuleintritt. Ich kann niemanden erreichen.“ Ihre Stimme bekam etwas Verzweifeltes. Bruno glaubte sogar ein Schluchzen zu vernehmen. „Bitte, beruhigen Sie sich erst einmal“, sagte er deshalb besonders sonor. „Was genau ist denn passiert? – Wir haben hier Meldungen wegen Überflutungen in Finkendörfel.“

„Alles ist überschwemmt“, wurde ihm bestätigt. „Die Dorfstraße ist ein einziger Strom. Da schwimmt alles Mögliche. Wir kommen nicht rüber zu Trude.“ Die Frau schluckte ihre Tränen runter, bevor sie fortfuhr. „Das Wasser hat die Glasfront von Julias Büro eingedrückt und da ist der Einbrecher rein. Wir haben ihn beide gesehen ...“

„Wir?“, unterbrach Bruno sanft den Redefluss.

„Meta und ich, also das ist meine Schwester. Wir wohnen doch gegenüber von denen. Wir haben ihn genau gesehen. So ein großer Kerl im dunklen Anorak und die Kapuze über den Kopf.“

„Befindet sich der Einbrecher denn noch im Haus Ihrer Nachbarn?“

„Nein, nein. Der ist schon wieder abgehauen in Richtung Park. Bestimmt hat der was bei der Julia geklaut. Die ist Anwältin. Da liegen doch wichtige Dokumente. Oder auch Computer ...“

Bruno war sich da nicht so sicher. Er glaubte, dass solche Gelegenheitseinbrecher eher auf Geld aus waren. „Bitte unternehmen Sie nichts auf eigene Faust“, sagte er und wechselte einen Blick mit seiner Kollegin, die die Augen rollte. „Bleiben Sie im Haus, so es sicher ist. Alle Einsatzkräfte sind momentan durch die Flut gebunden.“

„Na, was denken Sie denn“, rief die Frau. „Hier ist eben der halbe Friedhofshang in das Haus gerutscht. Es ist furchtbar. Und das Wasser steigt und steigt.“

„Sind Sie in Sicherheit? - Sagen Sie mir doch bitte noch einmal Ihren Namen, Frau ...?“

„Heller, Friedegard Heller – aber um mich geht es doch gar nicht. Unser Haus steht hoch genug. Wir wohnen am Viebig. Es geht um das Haus gegenüber, von der Hölzel Trude und ihrer Familie. Wenn die wüssten, was mit ihrem schönen Häuschen passiert!“ Jetzt hörte er sie wirklich schluchzen. „Alles geht hier den Bach runter!“

„Beruhigen Sie sich, Frau Heller“, sagte Bruno. „Bleiben Sie mit Ihrer Schwester im Haus und unternehmen Sie nichts auf eigene Gefahr. – Sind denn noch andere Nachbarn zu erreichen?“

Brunos Stimme zeigte erste Wirkung. Die Anruferin schnäuzte sich erst und fuhr dann wesentlich gefasster fort. „Nein. Die sind alle drinnen. Wir sind hier halt meist so ältere Modelle wie ich. Julia und Paul sind da die Ausnahme. Wer kann, ist bei der Brücke unten mit anpacken. Da hat es einen Container angeschwemmt.“ Wieder ließ sie ein Schnauben innehalten.

Bruno nutzte die Gelegenheit, zu erwähnen, dass das Technische Hilfswerk informiert sei und mit schwerer Technik anrücken würde. Wichtig sei nun die Ruhe zu bewahren und abzuwarten, bis die Fluten zurückweichen. „Bleiben Sie mit Ihrer Schwester im Haus, Frau Heller“, wiederholte er. „Ich gebe Ihre Meldung weiter. Vielleicht können Sie es übernehmen, die Familie zu informieren?“

„Da hört doch keiner!“, empörte sich die Anruferin. „Wahrscheinlich haben die ihre Handys ausgeschaltet. Die sind in Herrnhut zum Schuleintritt der Nichte, soviel ich weiß. Und Meta, also meine Schwester, die wollte doch unbedingt noch Trudes Katzen retten, bis dann der Hang abrutschte und das ganze Haus - Was ist das? - Oh, mein Gott ... Meta! Was macht dieses närrische Weib ...?“ Die Verbindung brach ab.

„Unternehmen Sie nichts, was Sie und Ihre Schwester in Gefahr bringt“, mahnte Bruno noch einmal in die stumme Leitung. Er versuchte, den Ruf wieder aufzubauen, doch vergebens. Seine Kollegin schüttelte den Kopf, als sie sein besorgtes Gesicht sah. „Keine Chance im Moment, nach Finkendörfel durchzukommen“, sagte sie.

„Wer weiß, ob das wirklich ein Einbrecher war, den die beiden alten Mädels da beobachtet haben“, brummte Bruno unzufrieden. „Vielleicht war es ja nur ein besorgter Nachbar, der auch die Katze retten wollte, oder so was. – Aber ich gebe die Meldung natürlich weiter. Immerhin ist die Geschädigte Anwältin.“

„Und die wissen noch gar nicht, dass ihr Haus hinüber ist?“

Bruno schüttelte den Kopf.

„Die armen Schweine!“

2.

Sie hatten die Nebelscheinwerfer angemacht. Blickdichte Regenschwaden ließen nur wenige Meter Sicht zu. Gerade noch rechtzeitig brachte Georg seinen Wagen hinter dem von Paul zum Stehen. Sie sahen, wie er durch die geöffnete Scheibe der Fahrertür mit einem Mann diskutierte, der sich ihnen gestikulierend in den Weg gestellt hatte. Dann lenkte Paul um. Er hielt kurz neben ihnen. Georg ließ die Scheibe herunter. Sofort sprühte Regen herein. „Das Pließnitztal ist gesperrt“, rief Paul zu seinem Schwiegervater rüber. „Überschwemmung. Wir müssen über die Zittauer zurück.“

„Alles klar.“ Die Scheibe surrte hoch. „Na, ob unsere Herrnhuter da noch gut durchgekommen sind?“ „Sind sie“ verkündete Eddie vom Rücksitz aus. „Schwagerherz hat eben die Nachricht geschickt, dass wir hier nicht mehr durchkommen werden. – Immer auf der Höhe, unser Johannes. Ich staune ja, dass er sich tatsächlich auf so etwas Unsägliches wie eine SMS einlassen konnte.“

„Sei nicht so ätzend, Eddie“, maßregelte ihn Julia, die neben ihm saß. „Du ärgerst dich doch nur über Baras Handyverbot bei der Kaffeetafel.“

Ihr Bruder schnaubte verächtlich statt einer Antwort und fuhr dann fort, seine unzähligen Netzwerknachrichten zu verfolgen, bevor die Strenge des Herrnhuter Teils seiner Familie ihn wieder davon abhalten würde. Julia dagegen genoss die Nüchternheit, so wie die einsetzende Stille im Auto. Ihr war heute melancholisch zumute. Das mochte am düsteren Dauerregen liegen, eher jedoch an der nahenden Geburt, oder daran, dass ihr Mutter Milla heute bereits den ganzen Tag damit in den Ohren lag, sich endlich in Bautzen eine Wohnung zu suchen, damit genug Platz sei für das Baby und Paul und sie. Vor allem, damit sie nach der ersehnten Geburt ihres Kindes näher unter Mutter Millas Fuchtel sein würden, argwöhnte Julia. Und wie es Millas Art war, hatte sie natürlich schon einige Optionen für sie erwogen oder gar beschlossen. Allein die Vehemenz, mit der Milla darauf bestanden hatte, bei Paul und EllaMa mit im Auto fahren, zeigte Julia, dass ihnen für den Rest des Schuleintritts ihrer Nichte keine ruhige Minute mehr erlaubt sein würde vor lauter mütterlicher Besorgnis. Normalerweise vermochte es Milla ihre jüngste Tochter damit in helle Wut zu versetzen. Doch dazu fehlte Julia heute entschieden die Energie. Es war, als würden diese unaufhörlichen

Wasserströme allen Widerstand und Trotz in ihr aufweichen und davon schwemmen; als luden sie Julia ein, in ihren Wassern zu treiben. Seit gestern Abend regnete es unterbrochen. Mit jeder Stunde wurde es heftiger. Baby regte sich. Julia legte schützend die Hände über ihren Bauch.

„Der reinste Weltuntergang da draußen“, ließ sich Trude plötzlich vernehmen. Sie, die sonst so lebhaft war und immer für eine Feier und gutes Essen in froher Runde zu haben, hatte sich die ganze Schuleintrittsfeier über mürrisch und schweigsam gezeigt, was ihr bereits eine ernste Verstimmung mit EllaMa eingebracht hatte.

Vater Georg zögerte deshalb, bevor er sich räusperte. „Das aus dem Munde unserer lieben Regentrude?“, scherzte er dann etwas bemüht. „Du predigst uns doch sonst immer, es gäbe kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung.“

Trude richtete sich auf und drückte den Gurt von ihrer Bluse weg. „Das ist doch kein normaler Regen hier“, schimpfte sie dann. „Geradezu widernatürlich ist das. In Russland brennt die Erde und wir ersaufen hier mitten im Sommer!“

„Na,na mein Trudchen!“

„Außerdem wirst du doch nicht etwa unseren Festtagszwirn hier als angemessen bezeichnen für diese Sintflut da draußen!“

Trudes Ausbruch ließ Eddie von seinem Display aufschauen. Er wechselte einen bedeutsamen Blick mit Julia. „Herrnhut liegt auf dem Berge“, beruhigte Julia. Sie beugte sich zu Trude vor, soweit es ihr Babybauch zuließ. „Da sind wir sicher.“

„Und gleich gibt es da ordentlich was zu futtern“, ergänzte Eddie mit ungespielter Begeisterung.

„Baras Schwiegersippe kann vielleicht Kuchen backen, was Trude? Das entschädigt doch für alles, oder?“ Wie zum Beweis schaltete er in vorauseilenden Gehorsam sein Handy stumm und steckte es in seine Jackettasche.

„Da wären wir“, sagte Georg, während er den Wagen auf den Hof des Gemeindezentrums chauffierte. Paul war schon vor ihnen eingetroffen. Sie sahen Milla und EllaMa in seltener Eintracht unter einem Regenschirm über den Hof zur Glastür schreiten. Paul hielt Trude die Tür auf und half ihr

heraus. Er mied den Blickkontakt zu Julia. Doch an seinen roten Ohren konnte Julia erkennen, dass ihr Mann bis auf das Höchste gereizt war.

„Oh, Mutter!“ entfuhr es Julia, während sie Trude und Paul hinterher blickte.

„Sei nur nicht so streng mit ihr“, sagte Vater Georg und drehte sich halb zu ihr um. „Sie meint es nur gut.“

„Mutter Milla meint es immer nur gut, wie wir alle wissen. Nicht wahr, Schwesterchen?“

Schadenfroh feixend schob sich Eddie aus dem Auto, warf die Wanderjacke über sein Jackett und rannte den anderen hinterher.

„Ich habe ihr aber schon hundertmal gesagt, dass wir weiter in Finkendörfel wohnen werden“, erwiderte Julia derweil trotzig. „Es ist unsere gemeinsame Entscheidung. Wir wollen bei EllaMa und Trude bleiben. Sie wünschen sich das übrigens auch, auch wenn sie uns gewiss nicht bedrängen würden. Ende des Jahres ist dann auch Trude über die Achtzig.“ Sie schnallte sich ab.

„Warte, ich helfe dir!“

„Papa! Ich bin schwanger und nicht behindert.“

„Ich weiß, ich weiß“, seufzte er gutmütig. „Deswegen kannst du dich ruhig auch ab und zu verwöhnen lassen, Liebes. Oder habt ihr Frauen von heute das völlig verlernt?“ Vater Georg schien fest entschlossen, sich seine Feierlaune weder von Trudes Verdrießlichkeit noch von seiner störrischen Tochter verderben zu lassen. Summend löste er auch seinen Gurt und machte sich ans Aussteigen.

Julia betrachtete ihren Vater liebevoll dabei. Er war wieder stattlicher geworden seit seinem Geburtstag im Mai. Seine Bewegungen wirkten schwerfällig und er schnaufte, als er sich aus dem Autositz hochstemmte. Damit war Vater Georg weit entfernt von der schlanken Fitness seiner agilen Frau Ludmilla, in deren gestrenge Sport-Diät-Programme sie ihn nur zu gern mit einbezogen hätte. Georg Veit hatte sich jedoch auf diesem Feld auch in Vierzig Ehejahren als erstaunlich einfallsreich in seinem Widerstand gezeigt und seine Gattin war nahe daran, an dieser Front zu kapitulieren. Zumal sich nun gerade wieder eine neue Arena für ihren nimmermüden mütterlichen Einsatz für ihre Familie auftat: Tochter Julia erwartete ihr zweites Kind, Kindsvater und Lieblingsschwiegersohn Paul,

der gerade aus Amerika wieder zurück in Deutschland eingetroffen war, hatte noch keine feste Arbeitsstelle und überhaupt war die derzeitige Behausung der jungen Familie in Finkendörfel in Millas Augen einfach inakzeptabel.

„Es wird halt wirklich ganz schön eng in dem alten Weberhäuschen, wenn euer Murkel dann da ist“, sagte Vater diplomatisch, als er den Regebogenschild über Julia aufspannte und ihr aus dem Wagen half.

„Wir haben da zu Viert mit EllaMa und Trude gelebt bis Eddie kam, wie du dich sicher erinnerst“, protestierte Julia. Sie hakte sich bei ihm unter.

„Das waren aber andere Zeiten, Julia. Ihr braucht wenigstens ein Arbeitszimmer, wenn nicht zwei.“

„Wieso denn zwei?“

„Was, wenn Paul wieder wissenschaftlich arbeitet?“

Julia spürte, wie ihr das Herz eng wurde bei diesen Worten. „Das steht die nächsten Jahre nicht zur Debatte, wie du weißt.“ Paul hatte eine Unterlassungserklärung unterschreiben müssen. Sie alle konnten nur ahnen, was das für ihn bedeutete. Er sprach nicht darüber. Niemand wagte zu fragen. Wann immer die Sprache auf Pauls Forschungsarbeit in Boston kam, wollte keiner mehr ein Wort über den riesigen rosa Elefanten verlieren, der dann im Raum stand.

„Montag fängt Paul erst einmal bei Dr. Köhler in der Praxis an“, sagte Julia schließlich tapfer. „Er macht die Vertretung für die nächsten Wochen.“

„Ein Anfang, gewiss“, gab ihr Vater zu. „Die Abfindung vom Institut war ja auch entsprechend großzügig.“ Prüfend sah er sie von der Seite an. „Aber ehrlich: kannst du dir unseren Paul als Landarzt vorstellen?“

„Wieso denn nicht? Paul war Jahrgangsbester, Forschungsstipendiat, Professors Liebling ...“

Vater Georg winkte ab. „Paul ist ein Tüftler, Julia. Ein Forscher. Er ist Naturwissenschaftler.“

Sie hatten den gläsernen Eingangsbereich des Gemeindezentrums erreicht. Julia löste sich von ihrem Vater. „Er ist in erste Linie Arzt“, erwiderte sie fest. „Und das wird er euch allen beweisen. Du weißt, was Paul für ein Streber ist.“ Sie schaffte es sogar darüber zu lachen. „Bei uns zu Hause sieht es aus wie in einer Studentenbude. Überall Fachbücher und Ärztliche Magazine, Notizzettel und Tabellen.“

Georg versuchte das Lächeln seiner Tochter zu erwidern, doch seine Augen blieben ernst. „Eine Studentenbude – eben. Ihr seid aber beide Ende Dreißig, Liebes. Baby kommt bald. Eine Bude ist da nicht geeignet. Ihr habt schon einmal ein Kind verloren.“

Julia schossen die Tränen in die Augen. „Hör auf!“, zischte sie wutentbrannt. Dann stürmte sie hinein.

3.

Wie hypnotisiert starrte sie durch den Regen auf das Dorf hinunter. Die Knie waren ihr weich geworden. Gabriele lehnt sich an einen der alten Parkbäume. Ihr zitterten die Finger, als sie die Wahlwiederholung zum gefühlt hundertsten Mal tippte. Diesmal nahm ihr Mann an.

„Axel“, rief sie. „Na, endlich!“

Sie glaubte, allen Schrecken und Frust auf einmal hinaus sprudeln zu müssen. „Wo steckst du denn? Ich versuche seit einer guten Stunde einen von euch zu erreichen. – Du glaubst gar nicht, was hier los ist: Das Wasser staut sich hoch bis zum Markt und hier ist gerade der halbe Friedhofshang in das Haus unserer Anwältin gerauscht. Ein richtiger Erdbeben.“

„Und? Sind die noch drin, oder was?“ Er hatte getrunken. Seine Sprache verriet ihn. Ihr Entsetzen von eben wich der vertrauten Wut. „Ich habe keine Ahnung“, erwiderte sie. „Aber dein Vater soll vorhin dort hin sein, sagt Christa.“ Die Frau ihres Schwiegervaters war völlig außer sich gewesen deswegen. Es musste zuvor einen furchtbaren Krach gegeben haben. Selbst Charlotte hatten Tränen in den Augen gestanden. Keine der Frauen hatte ihr sagen wollen, was diesmal der Auslöser für Alwins gefürchteter Wutattacken gewesen war. Wieder einmal war Gabriele außen vor, so als sei sie ein überflüssiges Anhängsel der Böhmes, das man wohlwollend duldet, aber nicht so wichtig nehmen durfte. „Was, wenn es ihn da unten mit erwischt hat?“, fragte sie dennoch. „Das Haus sieht ganz schief aus. Wie verschoben.“

„Wenn schon“, knurrte Axel. „Der Alte kann von mir aus vor die Hunde gehen.“

„Es ist nicht nur das“, fuhr Gabriele fort. „Das Hochwasser hat die Maschinenhalle geflutet. Die Sandsäcke halten nicht. Ich erreiche einfach niemanden, der zur Hand geht ...“

„Weißt du was, Gabi? Das geht mir alles glatt am Arsch vorbei!“ Axel spuckte diese Worte in sein Telefon. „Was geht mich das jetzt noch an? Schließlich hat mich dieser Saftsack gerade frisch enterbt.“

„Axel! Du kannst doch jetzt nicht ...“

„Ach, lasst mich doch einfach in Ruhe!“ Er drückte die Verbindung aus.

Erbittert blickte Gabriele auf ihr verstummtes Telefon hinunter. Sie wusste, dass jeder weitere Versuch zwecklos sein würde, Axel zu erreichen. Noch einmal drückte sie die Wahlwiederholung für ihren Schwager Berthold. Auch der schien seit dem Streit heute Mittag wie vom Erdboden verschluckt. Ihre Befürchtung wurde prompt bestätigt: Der Teilnehmer sei im Moment nicht erreichbar. Es sah dem ehrgeizigen Berthold gar nicht ähnlich, sich an einem Samstagnachmittag und angesichts einer derartigen Flutkatastrophe ins Private zu verkriechen. Was war nur los mit den Böhmes? Gabriele steckte ihr Telefon in die Wetterjacke. Ihre Firma ging ihnen doch sonst über alles, sinnierte sie weiter über ihre Schwiegerfamilie. Nur heute war offensichtlich etwas eingetreten, dass ihnen wichtiger war als die millionenteure neue Maschinenhalle, die gerade abzusaufen drohte. Alwin wüsste jetzt Rat. Niemals würde er zulassen, dass seine geliebte Damastweberei hier einfach so den Bach hinunter ging. Nächstes Jahr würde das große Firmenjubiläum gefeiert werden, das Alwin schon liebevoll vorbereitete. Sogar eine Broschüre der hundertjährigen Firmengeschichte wollte er dazu veröffentlichen. Von allen Familienmitgliedern war Gabriele bisher noch nie Zielscheibe von Alwins unkontrollierten Zornausbrüchen geworden. Sie ging ihm nicht aus dem Weg, wie seine Söhne es taten. Eigentlich mochte sie ihn sogar ein wenig. Er hatte so etwas in seiner Art, wie es Axel hatte, als sie sich in ihn verliebt hatte. Etwas, das bei Axel mehr und mehr im Suff unterging. Ihr alter Groll erwachte wieder. Sie straffte sich. Vielleicht war Alwin noch unten bei dem eingedrückten Haus am Fuße des Kirchberges, durch das das Wasser floss, wie durch eine bebaute Brücke. Entschlossen klappte Gabriele ihren Regenschirm auf und stakte den aufgeweichten Parkweg hinunter in das überflutete Dorf.

4.

„Du hast es echt drauf, Opa! – Wegen so ein paar Holzscheiten zu ersaufen!“ Heinrich sah, dass Charlie noch am ganzen Körper am ganzen Körper zitterte, während er seinem Großvater das Badehandtuch zum Abtrocknen reichte. Oswald vergrub sein Gesicht erst im Frottee, bevor seine weißen Bartstoppeln wieder daraus auftauchten und er sie mit widerspenstigen Blicken maß. „Was wisst denn ihr schon! Könnt ja alles kaufen. Ist euch ja alles nichts mehr wert, was anderer Leute harte Arbeit geschaffen hat.“

„Ist gut jetzt, Vater!“, mischte sich Heinrich unwirsch ein. Auch er spürte noch in sich den Schrecken der Rettungsaktion nachbeben. Vielleicht stimmte Hannas Verdacht und Vater wurde wirklich langsam senil auf seine alten Tage. „Der Junge hat völlig recht, Vater: Das war ausgemachter Wahnsinn. Wirst du denn jetzt vollkommen närrisch? – Da habt ihr gerade erst den Pfarrer aus seinem gefluteten Haus gerettet und der halbe Kirchberg ist ins Dorf gerutscht, da musst du deinem Holzhaufen hinterher springen!“

Oswald wollte gerade zu einer wütenden Widerrede ansetzen, als er stutzte. „Der Kirchberg?“

„Ja. Wir sind vorsichtshalber über den Bornhain übergekommen.“ Heinrich griff nach seiner Schiebermütze, die er auf dem Wannenrand abgelegt hatte. „Ich muss jetzt los. Siggie wird schon warten. Den Schneeschieber werden sie ja wohl nun endlich drangeschraubt haben.“

„Mit dem Schneeschieber willst du die Flut bezwingen?“, höhnte Oswald und begann sich seinen Kopf trocken zu rubbeln.

„Du hast keine Ahnung, Vater!“, erwiderte Heinrich ärgerlich. „Was denkst du, was da alles so angeschossen kommt, wo früher mal unsere Straße war. Und jetzt fließen da ja auch noch deine Holzscheite mit herum.“ Er schob sich die Mütze über den fast kahlen Schädel und ging an Charlie vorbei auf den Flur hinaus. „Pass gut auf Opa auf, Karl“, flüsterte er ihm zu.

„Ich komme mit“, sagte Charlie. „Ich will nach Thieme sehen. Der war völlig von der Rolle vorhin.“

„Wisst ihr schon, wo ihr den Pfarrer unterbringt?“, fragte Heinrich.

„Thieme bleibt bei mir“, rief Oswald aus dem Badezimmer heraus. „Damit das klar ist!“

„Von mir aus.“ Heinrich zuckte mit den Schultern. „Es ist schließlich dein Haus. Und wenn du denkst, der Pfarrer verkraftet deinen kunterbunten Kinderzoo hier...!“

Jetzt war auch Charlie wütend. Heinrich sah es daran, dass die Ohren seines Jüngsten aufglühten.

„Schon gut, Karl“, wollte er ihn beschwichtigen, „sollte nur ein Scherz sein.“ Doch Charlie schob sich mit einem Schnauben an ihm vorbei hinaus.

Auf dem Hof der einstigen Faktorei herrschte das regen Treiben eines Marktplatzes. Von überall her kamen Leute herbei. Sie trugen Kisten, schleppten Säcke und Schaufeln herbei. Das Tor zur einstigen Scheune stand weit offen. Dort schraubten einige Männer von Charlies Kommune, wie er seine arbeitsfreudigen Sommergäste nannte, den Pfeilschneepflug an Siggis hochbeinige Zugmaschine. Ein anderer sortierte die Bergsteigerausrüstung, mit der sie vorhin erst den Pfarrer, dann Oswald Braun aus ihrer misslichen Lage gerettet hatten. Die Leute waren emsig und angeregt. Bei allem Eifer, aller Hilfsbereitschaft lag Begeisterung in der Luft über die Heldentaten der Stunde. Ein Abenteuererfolg der Katastrophe, der es schon immer vermocht hatte, auch das Beste in den Menschen zu aktivieren. Noch nie hatte es so eine traute Zusammenarbeit zwischen den linksalternativen Kommune Mitgliedern aus Charlies Sommercamp mit den eher biedereren Finkendörflern gegeben. Heinrich legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter. „Fleißig, fleißig“, sagte er bewusst anerkennend.

Charlie schüttelte die Hand seines Vaters ab. „Was dachtest denn du?“

Unter dem Schutz der Regenplane eines der Baugerüste machten sie die kugelige Gestalt des Pfarrers aus. Thieme saß auf seinem Koffer und schaute trübsinnig vor sich hin. Jeder im Dorf wusste, wie glücklich Thieme gewesen war, als er in seinem Ruhestand das Pfarrhaus weiter nutzen durfte, weil der neue Pfarrer in Eckertswalde wohnte, zu deren Gemeinde Finkendörfel mittlerweile gehörte. Die Flut hatte ihm sein Zuhause entrissen. Es war fraglich, ob das alte Pfarrhaus bei den Schäden noch einmal bewohnbar sein würde. „Sie waren ja bestens vorbereitet“, meinte Heinrich mitfühlend, als sie bei Thieme ankamen. Er wies auf den Koffer. Thieme erhob sich ächzend und reichte dem

Steinmetz die Hand. „Tja. Dank Ihres Sohnes, mein lieber Braun, bin ich nun gerettet aus den Fluten mit meinen paar Habseligkeiten.“ Er blickte Charlie dankbar an durch die runden Gläser seiner Brille. „Und was den Koffer betrifft: Ja, der ist bei uns immer gepackt gewesen. Bei meiner Mutter schon. Bombenkind, wissen Sie?“ Vater und Sohn nickten in seltener Eintracht. „Wir sind dem Feuersturm von Dresden entkommen“, fuhr Thieme fort. „So klein ich auch war, das vergisst man nie. Ist wie eingefressen solche Erinnerung. Der Rest ist Familienlegende.“ Wieder blickte er trübe in die Regenströme. „Doch nun ist es das Wasser, nicht das Feuer, nicht wahr? Gott steh uns bei!“ „Wir holen dann noch die Kirchenbücher raus“, versicherte Charlie, um ihn aufzumuntern. „Wir retten, was wir retten können. Platz ist hier genug. Opa sagt, Sie können bei ihm wohnen.“ Heinrich spürte erneut, wie mit Angst durchsetzter Ärger in ihm aufstieg. „Du bist genauso verrückt wie dein Großvater: wegen so ein paar alten Schwarten riskierst du Leib und Leben! Muss das denn sein? Muss das jetzt sein? Das Wasser geht auch wieder mal weg.“ „Ihr Vater hat Recht, Charlie ..., ich meine Karl. Mein lieber Karl. Wir sollten vielleicht ...“ „Diese Kirchenbücher sind unsere Geschichte“, unterbrach Charlie bestimmt. „Wir holen die da raus. Wir sichern uns schon ab, keine Sorge!“ Damit stapfte er durch den Regen zur Scheune hinüber. „Sag das mal deiner Mutter“, seufzte Heinrich, der ihm reumütig hinterher sah. Thieme legte ihm seine Hand auf den Arm. „Ich bete für Sie.“ „Tun Sie das, Herr Pfarrer“, erwiderte Heinrich mit wenig Überzeugung. „Tun Sie das.“

5.

Angst lähmte sie. Sie machte Friedegard so schwach, dass sie sich an das Gartentor klammerte, während ihr das Wasser über den Rand ihrer kurzen Gartenstiefel schwappte. Tiefe namenlose Furcht, die ihr ganzes Sein umfasste, jeden Gedanken umklammert hielt und ihren Willen erstickte, so dass sie um Atem ringen musste. Ohnmächtig ausgeliefert an etwas unmenschlich Stärkeres, Größeres, Unberechenbares. Das Entsetzen längst vergangener Kindertage, als Meta noch die

Verschickung in die Anstalt drohte und Schlimmeres, wie man damals munkelte; als die Dorfjugend ihre Schwester noch jagte und plagte und sie stille halten mussten, als sie beide allein in ihrer Angst blieben. Immerhin hatte Meta endlich aufgehört, von einem Mörder zu schreien.

Der Klammergriff der Lähmung entließ Friedegard nur langsam. Irgendwann ging jeder Panik die Puste aus. Friedegrad atmete etwas auf. Die Glieder waren ihr noch weich wie Pappe im Regen. Zittrig schob sie sich das durchnässte Haar aus dem Gesicht und schaute über das strudelnde Wasser zu ihrer kleinwüchsigen Schwester hinüber. Wimmernd umklammert Meta die letzte verbliebene Granitsäule des Lattenzaunes, der vor der Flut EllaMas hübschen Vorgarten umgeben hatte. Die Flutwelle von eben hatte ein großes Loch in das Erdreich gerissen. Dahinter türmte sich der Erdbeben vom Kirchberg. Die Schlammlawine hatte den Anbau getroffen, wo jetzt die jungen Leute wohnten. Trudes Katzenasyl im Schuppen war nur noch ein Trümmerhaufen im Lehmgebirge. Die Katzen waren allesamt verschwunden. Ihr feinerer Sinn für Unheil hatte sie wohl noch rechtzeitig gewarnt und sie hatten sich in Sicherheit gebracht. Das würde Trude trösten, wenn sie nach Hause zurückkehrte.

Doch wie mochte es dem verwöhnten Perserkater Raki ergangen sein, der als einziger Katzenzögling ins Haus durfte. Wegen ihm hatte sich Meta auf diese waghalsige Rettungsaktion eingelassen, die sie beide nun in diese schreckliche Situation gebracht hatte. Noch immer keine Spur von den Bewohnern des geschunden Hauses. Es war überhaupt keine Menschenseele zu sehen. Bei den Mirtschinks drüben wackelte die Gardine. Kurz hob Friedegard die Hand, um sie sogleich wieder entmutigt sinken zu lassen. Das würde nur die alte Erika sein, die ging schon seit Jahren nicht mehr aus dem Haus. „Friedel“, flehte Meta derweil von der anderen Seite des Stromes, der einstmals ihre Dorfstraße gewesen war. „Wir müssen Raki retten.“

„Ach, lass doch dieses Katervieh“, murmelte Friedegard. Doch Metas Ruf ließ die Furcht weiter weichen. Mit grimmiger Entschlossenheit rüttelte Friedegard erneut an dem widerspenstigen Gartentor. Ein Ast blockierte das Scharnier. Mit aller Kraft zog und zerrte Friedegard daran. Warum nur gehorchten ihr die alten Knochen nicht mehr so wie früher. Wasser schwappte ihr weiter in die Gummistiefel und ließ sie endgültig volllaufen. Sie musste sich beeilen. Immer höher strudelte der Strom auf der Straße, der vom Oberdorf heruntergeschossen kam und sich mit denen von den

Berghängen vereinigte. Eine Papiertonne schwemmte heran und donnerte gegen den Zaun. Ihr Inhalt flößte mit ihr. Papierfetzen verfangen sich im Zaun und am großen Rhododendron gegenüber.

„Friedel! Ich kann nicht mehr ...“

„Ich komme, Kleine! Ich bin gleich bei dir!“ Mit aller Kraft, die Friedegard aufzubringen vermochte zerrte sie an dem Ast. „Herrgott!“ Das Grünholz bog sich und brach, so dass sie den Widerhaken des Astes durch die Gitterstäbe fädeln konnte. Sie öffnete das Gatter so weit, dass sie sich hindurchzwängen konnte. Einer ihrer Gummistiefel blieb hängen und wurde ihr vom Strom weggerissen. Sie kam ins Wanken. Mit Mühe hielt sich Friedegard am Tor fest und sah ihrem davon schwimmenden Stiefel nach. Ein totes Schaf trieb hinterdrein. Kinderspielzeug und Bauholz waren seine Begleiter. Friedegard spürte Steine und Asphaltreste unter ihrem nackten Fuß. Die überflutete Straße kam ihr so breit vor wie der Ozean. Sie schüttelte die neue Verzweiflung ab und rettete sich in Wut. „Wenn doch nur eine Menschenseele zur Stelle wäre, wenn man mal Hilfe braucht!“ Sie spähte die Dorfstraße auf und ab. Es gab nur Wasser und Trümmer und ihre Schwester, die sich vor Trudes zerstörtem Haus an den Pfosten klammerte. Hinter dem Rhododendron bei Julias Büro wippte ein Regenschirm. „Trude!“, schrie Friedegard aus Leibeskräften. „Paul? Seid ihr das?“

Der Regenschirm verharrte. Dann wackelte er hinter dem Busch auf und ab und zappelte sich seinen Weg hinter dem Busch hervor, bis schließlich eine schlanke Frauengestalt im sportlichen Dress über die Barriere von angeschwemmten Schutt kletterte, wobei sie den Schirm eher zum Balancehalten, denn als Regenschutz benutzte.

„Julia?“ Nein, das konnte nicht sein, die hatte doch jetzt ihren dicken Babybauch, schoss es Friedegard ein.

„Keine Julia“, bestätigte die Gestalt unter dem Regenschirm prompt, als sie einigermaßen festen Stand gefunden hatte. „Ich bin’s nur. Die Böhme Gabi.“

Friedegard schirmte ihre Augen vom Regen ab und spähte über den Strom. „Frau Böhme! – Was machen Sie denn hier?“

„Ich suche unsere Männer“, schrie Gabi Böhme herüber. „Die Weberei ist überflutet. Das staut sich bis sonst wohin. Seit Mittag sind alle verschwunden.“ Sie machte eine wegwerfende Bewegung. „Ich

dachte, ich finde wenigstens meinen Schwiegervater hier. Und dann rutsch da der halbe Kirchberg in das Haus! Es ist ein einziges Trümmerfeld.“

„Eine Katastrophe“, bestätigte Friedegard lauthals. „Doch Sie schickt der Himmel!“

„Da ist noch eine Katze drin.“ Gabi wies mit dem Regenschirm gen Trudes geschundenes Umgebindehäuschen.

„Raki!“, schrie Meta von der Zaunsäule herüber. „Wir müssen Raki retten!“

„Die saß da ganz ruhig auf dem ganzen Chaos drinnen“, beruhigte Gabi, die Meta erst jetzt entdeckte. „Ich hab’ mich aber nicht rein getraut.“

„Bloß nicht!“, protestierte Friedegard. „Das Haus kann jeden Moment einstürzen.“

Meta machte eine aufgeregte Armbewegung zu ihrer Schwester herüber. „Raki!“

„Lass doch endlich dieses Katervieh“, wiegelte Friedegard ärgerlich ab. „Du machst, dass du hier überkommst! - Frau Böhme: Könnten Sie meiner Schwester zurück über die Straße helfen?“

„Aber sicher.“ Sofort klappte Gabi ihren Schirm zusammen, den sie nun wie einen Stock benutzte.

Dann watete sie vorsichtig in die Strömung hinein und zu Meta hinüber. „Kommen Sie, nehmen Sie meine Hand.“ Meta gehorchte ihr erst nach langem Zögern. Das Wasser reichte der kleinwüchsigen Frau bereits bis über die Hüfte. Doch Gabi hielt sie fest unter einer Achsel und an der Hand, während sich Meta mit ihrer freien Hand auf den Schirm stützen konnte. „Ganz vorsichtig, Schritt für Schritt.“

„Achtung!“, rief Friedegard. „Da kommt was!“

Es war zu spät. Von den Hölzern, die da plötzlich daher kreuzten, traf eines das ungleich große Paar mitten auf der Straße. Sie strauchelten. Einen Augenblick geriet Meta unter Wasser. Mit kräftiger Hand hatte Gabi sie wieder in aufrecht und triefend an ihrer Seite. Metas Brille saß schief auf ihrer knolligen Nase. Sie japste nach Luft. Der Schirm schwamm mit den Hölzern davon in Richtung Niederdorf.

„Sind Sie in Ordnung, Frau Böhme?“, fragte Friedegard besorgt.

„Jaja.“ Gabi wischte sich ihr regennasses Gesicht an der Schulter ab. „Wir kommen.“

Meta jedoch war in Schockstarre. Nachdem sie ihre Brille gerichtet hatte, verschränkte sie die Arme vor der Brust, zog einen dicken Flutsch und war entschlossen, sich keinen Zentimeter weiter zu

bewegen. Weder sanftes Ziehen, noch gute und weniger gute Worte vermochten die kleine Frau zum Weitergehen zu bewegen. So standen sie wie angepflockt inmitten der Fluten, während Friedegards Verzweiflung wieder wuchs. Angstvoll studierte sie das Treibgut. Trotz des unsicheren Bodens unter ihrem nackten Fuß zog sie bereits in Erwägung, sich selbst bis zur Straßenmitte vorzuwagen, um mit anzupacken und Meta irgendwie hier herüberzuzerren.

„Tragen wird mir dann doch zu schwer, Frau Heller“, bekannte Gabi gerade. „Aber ich glaube, da kommt jemand, der uns helfen kann.“ Sie streckte ihren Arm in Richtung Dorfmitte. Friedegard wandte sich um. Tuckernd bahnte sich da unter einer gigantischen Dieselwolke ein alter Traktor seinen Weg durch den Wasserstrom. Man hatte einen Schneepflug vor die antiquierte Zugmaschine gespannt, die damit mühelos durch das Treibgut kreuzte.

Vor dem zugeschobenen Haus am Fuße des Kirchbergs brachten die Männer ihr Gefährt zum stehen.

„Guck dir das an, Heinrich“, rief der eine. „Da hol mich doch ...!“

„Das Weberhäusel von den Hölzels“, stellte der andere fest. Er machte sich ans Absteigen. „Steht schon seit einer Ewigkeit hier. Und nun das. – Verdamm!“ , schimpfte er als er im strömenden Wasser zum Stehen kam. „Ich hab denen schon lange gesagt, dass sich die Nässe an der Friedhofsmauer staut. Das musste ja mal passieren, wenn es ein paar Tropfen mehr regnet.“

„Sind schon ein bisschen mehr als ein paar Tropfen“, meinte sein Kamerad versöhnlich.

Friedegard rieb sich das Wasser aus den Augen. Dann erkannte sie die beiden Männer. Der lange Heinrich Braun, der jetzt bei Picker-Herschel den Steinmetzbetrieb führte und Pursche Sigg, der ehemalige LPG Chef. Eine seltsame Allianz hatte die Flut da geschmiedet, wie sie fand. Die Familien waren seit Generationen sich alles andere als grün. Den genauen Grund des Zwistes kannte keiner mehr so genau. Heute jedoch zogen sie gemeinsam los, um gegen die Fluten zu kämpfen. Friedegard wollte sie rufen, doch ihr versagte die Stimme. Mittlerweile hatten die Männer jedoch die beiden Gestrandeten inmitten des Flutstromes ausgemacht. „He, ihr beiden“, scherzte Sigg. „Ihr sucht wohl eine Mitfahrgelegenheit?“

Der lange Heinrich stapfte durch das Wasser zu den beiden Frauen mitten auf der Straße. „Ist noch jemand im Haus?“

„Nein“, sagte Gabi. Sie sah zu Friedegard hinüber. „Die sind alle beim Schuleintritt“, ergänzte die prompt und winkte resigniert ab.

Siggi kratzte sich den Schädel. „Das wird eine schöne Bescherung, wenn die heimkommen.“ Dann watete auch er hinüber zu dem ungleichen Paar, das zum Monument erstarrt und aneinander geklammert, als gelte es das Leben, inmitten der Strömung verharrte. „Und was plantscht ihr hier mitten im Wasser?“

„Der Mörder ist im Haus“, erklärte Meta finster. „Wir müssen Raki retten.“

„Ah, ja!“ Die Männer sahen Gabi fragend an.

„Sie meint den Kater. Der ist noch drin. Ich habe ihn gesehen. Er sitzt aber ganz friedlich da und schaut nur.“

„Wir müssen Raki retten!“, beharrte Meta.

„Katzen haben neun Leben“, tröstete Siggi die kleine Frau, die ihre bockige Haltung noch um keinen Zentimeter verändert hatte. „Es wäre Wahnsinn, wegen des Katzenviehs da in das Haus zu gehen. Die Bude bricht ja bald zusammen.“

Heinrich betrachtete abschätzend das schwer getroffene Umgebäudehaus. „Vielleicht auch nicht“, sagte er dann. „Das muss man abwarten, wenn das Wasser weg ist. So eine Blockstube kann man wieder richten. – Aber jetzt wollen wir ihr erst mal sehen, wie wir euch zwei Hübschen ins Trockene bringen.“

Gabi war froh, die Verantwortung für die störrische Meta an die Männer abgeben zu können. „Haben Sie irgendeinen von unseren Männern gesehen?“, fragte sie, als sie sich schon zum Gehen wandte.

„Axel?“

Gabi winkte ab. „Axel, Alwin, Berthold – egal wen. Sie sind alle verschwunden seid Mittag.“ Man hörte ihren Ärger in der Stimme. „Uns säuft so langsam aber sicher die Maschinenhalle ab.“

„Sieht dem alten Böhme aber nicht ähnlich, seine Weberei im Stich zu lassen bei so einer Katastrophe“, bemerkte Heinrich stirnrunzelnd.

„Eben! Ich habe ein paar von unseren Leuten ran holen können, doch die meisten haben mit der Sicherung ihrer Grundstücke zu tun. Und die anderen kommen nicht mehr durch, weil die Straßen gesperrt sind.“ Die Männer schauten betroffen, da sie ihre grollende Verzweiflung spürten.

„Weiter oben im Dorf ist die Strömung noch ärger, weil es da so eng und steil ist“, warnten sie. „Das Wasser schießt von allen Seiten rein. Es hat das halbe Pfarrhaus unterspült.“

„Aber über den alten Kirchsteig könntest du rüberkommen, wenn du ins Oberdorf willst.“

„Danke.“ Gabi nestelte schon nach ihrem Telefon, doch dann hielt sie inne. „Da ist er ja!“

Über das Trümmerfeld am Fuße der Murre kletterte Barfuß und in hochgekrempeelten Jeans ein schlanker, hoch aufgeschossener Mann in ihre Richtung. Sein offener Anorak schlug wie die Flügel eines Raben um ihn herum. „Berthold! Na endlich. Warum gehst du nicht an dein verflixtes Telefon!“ Dann erst sahen sie sein blasses, Dreck verschmiertes Gesicht. „Hast wohl ein Moorbad genommen“, witzelte Siggie. Er erntete einen wütenden Blick.

„Was ist denn los?“, rief Friedegard besorgt von der anderen Straßenseite herüber.

„Verstärkung ist da!“, verkündete Siggie und zeigte mit dem Daumen auf den schlammigen Neuankömmling. „Wir bringen dir dein Schäfchen hier gleich ins Trockene.“